Kriegsbrief aus Deutschland

Von Wilhelm Kaufmann.

Dresden, 14. Nov. 1915.

Die französische Kammer hat die Ausgabe einer fünfprozentigen Kriegsanleihe bewilligt, zum Ausgabekurse von 88. — Das würde eine Verzinsung von 57/10 Prozent bieten. Die letzte deutsche Anleihe wurde zu 99 emittiert und steht jetzt Pari. Die französische Anleihe ist bis 1931 unkündbar, die deutsche nur bis 1924. Also die Franzosen wollen sieben Jahre länger die hohen Zinsen bezahlen als die Deutschen! Ferner ist die französische Anleihe steuerfrei, die deutsche dagegen steuerpflichtig. Auch können die französischen Zeichner bis zu einem Drittel mit dreiprozentiger französischer Rente bezahlen, welche jetzt auf 65 herabgesunken ist und in früheren Jahren fast Pari stand. Derartige Loamittel muß der ehemalige Weltbankier anbieten, um seine Anleihe unterzubringen. Ganz abgesehen von der Steuerfreiheit der französischen Anleihe, deren Geldwert sich heute schwer feststellen läßt, kann man wohl sagen, daß Deutschland unter Berücksichtigung der niedrigen französischen Emittierung, der längeren Laufzeit und der Steuerfreiheit der französischen Anleihe sein Kriegsgeld um fünfzehn Prozent billiger erhält als Frankreich! Dabei bekommt Deutschland sein Geld voll in bar ausgezahlt, während die Franzosen ein Drittel in 3 prozentigen Renten nehmen wollen, die wahrscheinlich einen starken Kurssturz erleiden, wenn der russische Kladderadatsch eintritt, d. h. wenn Rußland seine Coupons auf die von Frankreich geliehenen Milliarden nicht mehr bezahlen kann. Bekanntlich bezahlt Rußland die Coupons jetzt mit geliehenem Gelde, welches England und Frankreich aufbringen. Bei den französischen Rentenbesitzern hat es einen niederschmetternden Eindruck gemacht, als sie die russischen Coupons in Francs und Sterling ausbezahlt erhielten. Sie fragten sich, wer wird diese Coupons nach dem Kriege wohl bezahlen? — Und mit dieser neuen Anleihe gehen die Franzosen sogar auf den japanischen Geldmarkt! Ob die Gelben wohl drauf hineinfallen?

Frankreich war bisher der Weltbankier. Argentiner und Chilenen, Brasilianer, Plata-Nationen, Mexikaner, Griechen, Serben, Rumänen, Türken und Russen, Russen, Russen fanden in Paris stets offene Börsen. Ungeheure Werte haben die Franzosen so festgelegt. Wann wird dieses Geld zurückkommen? Die Schuldner Frankreichs sind ja allesamt sehr unsichere Kantonisten. Dabei ist die eigene Verschuldung Frankreichs riesenhaft angewachsen, die blühendsten Provinzen sind zerstört und müssen nach dem Kriege wieder aufgebaut werden, was nach einer vorläufigen Berechnung über zwanzig Milliarden Francs in Anspruch nehmen wird. Schon aus diesen Gründen sollte man annehmen, daß in Frankreich allgemeine Kriegsmüdigkeit herrscht. Sie ist ja auch vorhanden — aber sie wird immer wieder künstlich eingedämmt. Es geht den Franzosen wie der Familie Micawber. Sie warten und warten, ob ihnen nicht plötzlich ein gar nicht geahntes Glück aus dem blauen Himmel zufällt.

* * *

Die französischen Verluste an Gefallenen und an Opfern von Kriegsseuchen wurden schon im Juli auf über 400,000 Mann abgeschätzt. Dazu kommen die Getöteten der letzten fünf Monate, besonders die Opfer der September-Offensive. An diesen völlig erfolglosen Kämpfen sind nach der Erklärung Joffres drei Viertel der gesamten französischen Heeresmacht beteiligt gewesen! Auch die Verluste auf den Nebenschauplätzen, in den Argonnen, den Vogesen usw., besonders aber auf Gallipoli waren schrecklich. Man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß die Franzosen bereits 600,000 Mann begraben haben. Da die Engländer die Zahl ihrer Toten am 15. Oktober auf über 100,000 Mann beziffern, neben 75,000 Vermißten, wovon man wohl ein Drittel als tot anzusehen hat, und die Engländer nur ein winziges Stück der französisch-flanderischen Front halten, auch stets sich zurückhielten und die Franzosen stürmen ließen, so ist die Annahme, daß Frankreich reichlich fünfmal so viel Opfer als England gebracht hat, durchaus als mäßig anzusehen. Zwei 600,000 Tote hat aber eine alternde und absterbende Nation von 39½ Millionen dargebracht, sie zählen reichlich doppelt so viel als die an und für sich nicht höheren deutschen Verluste, welche aus einem kräftigen, jugendfrischen Volke von fast 70 Millionen kommen.

Und trotzdem. Als es galt, den Serben zu helfen, waren zuerst die Franzosen zur Stelle. Nicht sehr stark allerdings, aber doch dreimal so stark wie die Engländer, welche dieser neue Feldzug doch in erster Linie bedroht. Man kann den Franzosen die Anerkennung nicht versagen, daß sie keine Drückeberger sind, wie ihre englischen Verbündeten. Es laufen jetzt die ausführlichen deutschen Berichte über den letzten ungeheuren Angriff vom 21. bis 26. September ein. Sie stimmen darin überein, daß die Franzosen ihren alten berühmten Elan trotz der furchtbarsten Mißgeschicke noch nicht verloren haben. Tollkühn und todesverachtend sind die Franzosen vorgestürmt, sie haben für eine verlorene Sache wie Löwen gekämpft.

* * *

Seit dem 12. September 1914, also seit nun über vierzehn Monaten, stehen sich die Gegner in Frankreich und Flandern ziemlich genau so gegenüber, wie an jenem ersten Tage. Alle größeren Fortschritte, welche seitdem gemacht worden sind, haben die Deutschen zu verzeichnen. So namentlich im Argonnenwald, wo jeder Zoll gewonnener Boden mit Strömen von Blut bezahlt worden ist. Fünfmal haben die Franzosen in Massenangriffen die deutschen Reihen zu durchbrechen versucht, aber obschon diese Offensiven stets mit gewaltiger Uebermacht unternommen worden sind, stets war das Ergebnis dasselbe, die deutsche Mauer stand. Und die Stärke dieser Mauer wächst mit jedem Tage. Auch die Zahl der Verteidiger derselben wächst. Es darf nichts über die Truppenbewegungen gesagt werden, aber Deutschland ist seit Anfang des Schützengrabenkrieges im Westen wohl niemals so stark gewesen, als jetzt. Zwar wußten englische Blätter zu melden, daß eine neue Offensive bis zum Frühling verschoben werden soll. Hier traut man diesen Berichten nicht, sondern ist jeden Tag bereit, den Feind zu empfangen, wenn er wieder ein Tänzlein wagen will.

* * *

Die Ruhmredigkeit der Franzosen hat noch immer denselben Klang wie nach der Marneschlacht vom 7. bis 12. September 1914. Kein Wort von Frieden, ehe nicht der Feind aus Frankreich geworfen, ehe Belgien nicht befreit, ehe Elsaß-Lothringen nicht zurückgegeben ist. Ja, man spricht noch immer von der beabsichtigten Zerschmetterung Deutschlands, vom Aufteilen des deutschen Landes unter Franzosen, Briten, Belgiern, Dänen und Russen. Vor kurzem ist in Paris wieder eine neue Landkarte des „zu vernichtenden" Deutschland erschienen. Darauf erscheint ein neues Königreich Hannover (unter britischer Hoheit), ungefähr dreimal so groß als das zukünftige Preußen. In der Leipziger „Illustrierten Zeitung" wurde diese Phantasiekarte abgedruckt. Man könnte darüber lachen, aber die Urheber der Karte wollen ernst genommen werden. Die Karte soll eine ungeheure Verbreitung in Frankreich und sogar in England gefunden haben. Das französische Volk macht nach den Aeußerungen seiner Presse und seiner führenden Männer den Eindruck, als befände es sich in einem Zustande dauernder Narkose. Mit erlogenen Siegesberichten und abgedroschenen Phrasen läßt es sich immer wieder betören. Die furchtbarsten Enttäuschungen haben an der Grundstimmung des Volkes wenig geändert. Die Hindenburgschen Siege, der Mackensensche Feldzug in Galizien und Polen, die Eroberung aller starken russischen Festungen, das völlige Versagen der russischen Dampfwalze haben den Glauben an eine Wiedergeburt der russischen Macht und ein siegreiches Vordringen der Russen im nächsten Frühling nicht zu erschüttern vermocht. Noch immer rechnet man in Frankreich so: 777 Millionen müssen endlich über 150 Millionen siegen, also müssen wir durchhalten. — Und dann ihr anderes Argument: Die deutsche Kraft muß sich doch endlich einmal erschöpfen, der Abnutzungskrieg muß Deutschland aushöhlen, erschlaffen und zu einem für Frankreich günstigen Frieden zwingen. Sicherlich werden wir auf diese Art wenigstens Elsaß-Lothringen zurückgewinnen.

Soll das bekannte Lincolnsche Wort „You can't fool all the people all the time" wirklich an den Franzosen zu Schanden werden? Man muß das Geschick bewundern, mit welchem die Presse und die führenden Männer immer wieder das Volk zu beschwichtigen verstehen, immer aufs neue unerfüllbare Hoffnungen zu erwecken wissen. Ja, daß sie sogar die furchtbare Enttäuschung welche die fortdauernden Mißerfolge der Italiener gezeitigt haben, durch wuchtige Erklärungen und Vertröstungen auf zukünftige italienische Taten zu beseitigen wissen. Als Deutschland den Weg nach Konstantinopel betrat, sagte man den Franzosen: „Das ist eine Verzweiflungstat, es ist der Anfang vom Ende der deutschen Herrlichkeit", und es scheint, daß man auch für diesen Unsinn Gläubige gefunden hat. — Wir können die Entwicklung der Dinge in Frankreich ruhig abwarten. Der Balkanfeldzug und was darauf noch folgen mag, muß erst durchgekämpft werden; der Krieg wird deshalb doch noch Monate andauern. So sehr das deutsche Volk den Frieden auch herbeiwünscht, jetzt will es nichts vom Frieden hören. Unsere Fronten im Westen und im Osten sind in sicherer Hut und zu neuen Zielen lockt ein neuer Tag! — So mögen die Franzosen ihre Sorgen und Leiden noch eine Weile weiter zu beschwichtigen suchen mit trügerischen Hoffnungen und Träumen — aber einst wird kommen der Tag, an welchem sie die Wahrheit über ihre Lage erkennen müssen, und dieser Tag wird vielleicht ein Kriegsnachspiel bringen, gegen welches die Pariser Commune von 1871 nur als ein schwächlicher Versuch erscheint. Manchmal gewinnt man schon den Eindruck, als ob sich die Franzosen bereits vor den Schrecken jenes Tages zu fürchten beginnen.

* * *

Zeichen und Wunder bringt dieser Krieg. In Böhmen wird eine Verbrüderung der Tschechen und der Deutschen angestrebt. Die Anregung geht von ersteren aus. Die Todfeinde von gestern wollen sich vertragen. In Prag flattern schwarzweißrote Fahnen bei den Siegesfeiern von tschechischen Häusern und tschechische Kehlen singen „Deutschland über alles" und die „Wacht am Rhein". Ein bischen Beschämung ist wohl auch dabei. Daß die Führer der Jungtschechen seit Monaten im Gefängnis sitzen, daß das Prager Hausregiment No. 28 (nicht 26, wie ein Druckfehler in einem früheren Kriegsbriefe sagte) auf ewige Zeiten aus der Liste der österreichischen Regimenter gestrichen wurde, hat eine Menge Leute in Böhmen zur Vernunft gebracht, die vor dem Kriege sich wie toll gebärdeten. Denn jene Maßregeln waren notwendig! Hoffentlich schlagen die böhmischen Deutschen in die dargebotene Hand ein und es kommt zu dem so lange gesuchten Ausgleich, der beiden Stämmen gerecht wird. Und hoffentlich hört bei den böhmischen Deutschen auch die Zersplitterung in so viele kleine Parteien und Kliquen auf.

Merkwürdig ist die scharfe Grenzsperre, welche im Erzgebirge von deutscher Seite geübt wird. 4000 Mann Landsturm bewachen jede Straße und jeden Schleichweg. Wer in der Eisenbahn die Grenze passieren will, muß sich einer sorgfältigen Untersuchung seiner Person unterziehen. So verordnet durch Ankündigung im Dresdner Amtsblatt. Die Spionage soll früher hier ganz gewaltig betrieben worden sein. Es scheint sich um internationale Spione zu handeln, vielleicht um Verbindungen zwischen Italien und Rußland.

In Hessen herrscht so großer Mangel an evangelischen Lehrern, daß dort jetzt einfach katholische Geistliche in evangelischen Schulen Religionsunterricht geben. Wer hätte das vor kurzem noch für möglich gehalten? Und bei den Turnfahrten der Volksschulen führen häufig Turnwarte der sozialdemokratischen Turnvereine die Jugend an. In Darmstadt wurde damit angefangen. Jetzt geschieht es überall in Hessen. Erfreuliches Beispiel, daß die Sozialdemokraten nicht mehr als Reichsfeinde gelten. — Im Felde herrscht schönste Eintracht zwischen evangelischen und katholischen Feldpredigern. Die Geistlichen vertreten einander wie Brüder eines Glaubens! Das sollte ja selbstverständlich sein, aber wie war das früher! Katholische Soldaten singen das alte Lutersche Kampflied „Ein feste Burg" begeistert mit. Der „alt böse Feind" ist der gemeinsame Feind des Vaterlandes, und so wird es jetzt verstanden von lutherischen und katholischen Soldaten. Eine Episode: Ueber einem Unterstand in Frankreich hatten kürzlich Soldaten eine unter Trümmern aufgelesene Marienfigur angebracht, und ihre Behausung danach Mariä Einsiedel benannt. Ueber die Tür haben sie geschrieben:

„Maria, in deine schützende Hand
Befehlen wir diesen Unterstand,
Wollst auch uns Lutherschen hilfreich sein —
Im Kriege gibt's ja keine Partein."

Hoffentlich gelingt es, von dieser Stimmung recht viel über den Frieden hinaus zu retten.

* * *

Der Storch ist uns treu geblieben. Die Befürchtung, daß infolge der Massenaushebung ein starker Geburtenrückgang eintreten würde, scheint unbegründet zu sein. Stichproben aus der Statistik von etwa zwanzig Großstädten ergeben, daß im ersten Kriegsjahre der Geburtenrückgang knapp 20 Prozent betragen hat. Auch ist eine wesentliche Steigerung der Knabengeburten bemerkt worden. Eine Stadt (Essen) weiß sogar ein Mehr von 11 Prozent an Geburten auf. Die Kruppstadt hat sich ungeheuer durch Zuzug vergrößert. Sie zählt schon über 400,000 Einwohner. Daher der Geburtenüberschuß.

Dieselbe Frage hat in Frankreich sehr ernste Erwägungen gefunden. Was wird aus dem Rekrutenersatz von 1935—36 werden, wenn jetzt jeder Franzose, der ein Gewehr zu tragen vermag, im Felde steht? Zwischen den beiden großen Offensiven von Mai und September sind die Franzosen massenhaft beurlaubt worden. Dazu schreibt ein Pariser Korrespondent des „Berliner Tageblatt":

„Kopfschüttelnd wurden höchst abenteuerliche Dinge erzählt, die sich in einzelnen Provinzstädten zugetragen haben sollten. Aber meistens lächelte und scherzte man darüber und prägte das Wort von den permissionaires auxquels on accorde toutes le permissions — den Urlaubern, denen jede Erlaubnis gewährt wird. Wie dem auch sei — wer diese Dinge miterlebt hat, der wird kaum im Zweifel darüber sein, daß die Urlauber auch hier ihre vaterländische Pflicht erfüllt haben: die Jahresklasse 1936 darf als gesichert gelten."

* * *

Der Frachtverkehr auf der Donau ist schon in vollem Gange. Große Kahnzüge werden durch das Eiserne Tor westwärts geschleppt. Sie bringen rumänischen und bulgarischen Weizen und Futtergerste in Massen nach Deutschland. Die Schnellzugsverbindung nach Konstantinopel soll für die Truppen schon in einer Woche fertig sein. Es wird auch nicht lange dauern, bis der Personenverkehr regelmäßig durchführbar ist. Hier ist der Fahrplan: Ab Berlin 11:30 vorm. (über Breslau, Oderberg, Budapest), an Belgrad 6:13 nachm. des nächsten Tages, Nich 11:32 abends, Sofia 4:35 früh, Konstantinopel 10:17 des zweiten Vormittags, also 47 Stunden Fahrt. — Die Strecke Berlin—Rom über den Brenner dauert 36 Stunden. Sobald der Frieden da ist, wird eine wahre Völkerwanderung der Deutschen nach Konstantinopel beginnen. Ebenfalls nach Athen. Nach letzterer Stadt wird es nur wenig Stunden weiter sein, als von Berlin nach Rom. Tag und Nacht wird jetzt an der Fertigstellung der letzten Strecke Saloniki—Athen gearbeitet. Nach Rom und nach dem früheren „Lande der Sehnsucht" wollen die Deutschen nicht mehr ziehen. Das Treubruchsland wird gründlich boykottiert werden.

Der Plan der Kanalisierung der Werra ist wieder aufgetaucht. Vom oberen Flußlauf der Werra soll eine Wasser-Verbindung nach dem Main geschaffen werden, von dort nach der Donau. Es ist dies der Lieblingsplan des Königs von Bayern. Die Stimmung für dieses Projekt ist sehr günstig. Auch das Kapital dazu soll schon vorhanden sein. Also ein Wasserweg von Bremen nach dem Schwarzen Meere.

* * *

Die „Daily Expreß" in London meldet, daß im Januar 1916 vierzehn neue Ueberdreadnaughts der britischen Flotte einverleibt werden können. Ob darin die vier Großschlachtschiffe, welche für die Türkei und für Griechenland in England gebaut und dann mit Beschlag belegt wurden, mit einbegriffen sind, kann nicht mit Sicherheit festgestellt werden.

Deutschland ist während des Krieges natürlich nicht untätig gewesen. Außer einer beträchtlichen Zahl sehr großer Unterseeboote ist auch an Großkampfschiffen erheblich gebaut worden. Man ersieht es daraus, daß die beiden großen Dreadnaughtkreuzer Derfflinger und Lützow längst der Flotte einverleibt wurden, daß der „Hindenburg" (Schwesterschiff des Lützow) schon vor Monaten von Stapel lief, und sicherlich bald fertig werden wird. Aber das sind nur drei Kreuzer bauten. Wie viele Linienschiffe neuester Konstruktion in Bau gegeben resp. fertig geworden sind, entzieht sich jeder Kontrolle. Die deutschen Linienschiffe sind ja noch gar nicht in Aktion getreten während des ganzen Krieges, und so erfährt man nichts über etwaige Neubauten. Aus leicht ersichtlichen Gründen wird nichts darüber verlautbart. Aber Deutschland hält sich sicherlich nicht mehr an das alte Flottenbauprogramm, namentlich da jetzt alle großen Werften für Kriegsschiffsbauten frei geworden sind.

Wie viele Kriege gibt es?

Am gegenwärtigen Weltkriege sind beteiligt 13 Völker oder Staaten, nämlich auf der Seite der Mitteleuropäischen Mächte vier: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei; auf der feindlich ihnen gegenüberstehenden Seite neun: Rußland, England, Belgien, Frankreich, Monaco, Italien, Montenegro, Serbien und Japan. Nicht alle diese Groß- und Kleinmächte haben aber den vier Zentralstaaten den Krieg erklärt. Es befinden sich vielmehr im Kriegszustande:

Deutschland mit 5 Staaten (Italien fehlt)	8
Oesterreich-Ungarn mit allen 9 feindlichen Mächten	9
Bulgarien mit den 6 Mächten: Rußland, England, Frankreich, Italien, Montenegro und Serbien	6
Die Türkei mit denselben 6 feindlichen Mächten	6
Ferner von der Gegenseite:	
Rußland mit den 4 Zentralmächten: Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei	4
England mit denselben 4 Mächten	4
Belgien mit den 2 Staaten Deutschland und Oesterreich-Ungarn	2
Frankreich wie Rußland und England mit 4 Staaten	4
Monaco mit 2, nämlich Deutschland und Oesterreich-Ungarn	2
Italien mit 3, nämlich Oesterreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien	3
Montenegro mit 4, Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien	4
Serbien mit denselben 4 Mächten	4
Japan mit Deutschland und Oesterreich-Ungarn	2
Zusammen	58

Da aber vorstehend jeder Krieg doppelt gezählt ist, nämlich bei Freund und Feind, z. B. Deutschland gegen Japan und Japan gegen Deutschland, so muß die Summe 58 durch 2 geteilt werden, um die Zahl aller gegenwärtig im Gang befindlichen Kriege zu finden. Es sind 58:2, also 29! Rabbi Ben Akiba würde also, wenn er heute noch lebte, nicht sagen können: „Alles schon dagewesen!"

Der Krüppelfranktireur.

Von Karl Pauli.

In dem durch den tückischen Ueberfall seiner Bewohner auf die deutschen Truppen bekannt gewordenen belgischen Dorfe lebte ein Mann Namens Monard, der größte Deutschenhasser der Gegend und Haupttradeisführer der Verschwörung, zu der er die ganze Umgegend aufgehetzt hatte. Er war das tätigste Mitglied der Bande gewesen und einer der ersten, die auf die Deutschen geschossen hatten.

Das bekam ihm schlecht, er erhielt einen Schuß in den Arm, daß derselbe abgenommen werden mußte, und entging dem Tode durch Erschießen nur dadurch, daß es ihm gelang, aus dem Lazarett zu flüchten. Aber wenn auch frei, er war zeitlebens ein Krüppel.

Das brachte ihn fast zur Verzweiflung, und er sann Tag und Nacht darüber nach, wie er sich rächen und soviel Deutsche wie möglich umbringen könne. Aber das war schwer. Ungeübt, sich nur der linken Hand zu bedienen, konnte er weder schießen noch mit dem Messer stechen. Er hatte es versucht, aber der Stoß war fehl gegangen, und nur rasche Flucht und die Dunkelheit der Nacht hatten ihn vor der Gefangennahme gerettet. Tagelang sann und sann er, wie er sich in den Stand setzen könne, sein Rachewerk auszuüben. Er übte sich im Schießen, aber es ging nicht, wenn er das Gewehr vorn auflegen konnte da brachte er wohl einen Treffer zustande, wenn er aber auf dem Leibe lag, wie das im Walde beim Schießen nötig war, gelang es ihm nicht, er sank machtlos auf die Seite. Uebrigens würde es ihm auch nicht viel genützt haben, wenn er es gelernt, denn die Bewohner des Dorfes wurden entwaffnet, und auch er mußte sein Gewehr abliefern.

Endlich sollte ihn sein ständiges Nachdenken auf einen Gedanken bringen. Er wollte sich Dynamitpatronen anschaffen, sie schlafenden Soldaten auf die Brust legen und sie so ins Jenseits hinüber befördern.

Das Teufliche, das in diesem Plane lag, sah er nicht ein. Monard war einer der größter Deutschenhasser, der existierte, und ein gläubiger Hörer der Greueltaten, die den Deutschen in die Schuhe geschoben waren. Daß sie Greise, alte Frauen ohne weiteres über den Haufen stachen, kleine Kinder an den Füßen packten und an die Wand schmetterten, halbwüchsigen Jungen die Hände abhaaten, daß sie nicht Soldat werden konnten, Männern und Frauen den Leib aufschlitzten, stand für ihn fest wie der Grund der Erde. Was sollte man solche Menschen schonen — weg mit ihnen, je mehr je besser, und da er eine andere Waffe gegen sie nicht hatte, zubeite er in seinem Innern, daß es ihm gelungen war, ein solches herrliches Mittel zu finden.

Große Mühe kostete es ihn, die Patronen zu bekommen, — im Laden durfte er sie nicht kaufen. Der Handel damit war gesetzlich untersagt. Endlich besann er sich auf einen Freund, der in der Nähe in einem Steinbruch beschäftigt war. Zu dem ging er und weihte ihn in seinen furchterlichen Plan ein. Er stieß auf einen Gleichgesinnten. Wenn nur recht viel der verdammten Deutschen, die Belgien überfallen, heimlich wie Diebe in der Nacht gekommen waren, aus der Welt geschafft würden, da konnte man noch einmal Hoffnung schöpfen, während man jetzt ja rein verzagen müßte. Er gab ihm einige Patronen, lehrte ihn die Handhabung, wie die Zündschnur eingesetzt und angezündet werde, und was sonst noch nötig sei. Stolz und glücklich schied Monard von seinem Freunde, und sein fehlender Arm schmerzte ihn jetzt weniger. Er war ersetzt.

Lauernd wie ein wildes Tier nach Beute, schlich er am nächsten Tage im Walde umher, leise kroch er von Busch zu Busch, umschlich jeden Baum, ob er nicht ein Opfer finde. Es gingen viele Soldaten durch den Wald, aber die waren nicht für ihn geeignet, schlafen mußten sie, und solche zu finden, darauf konnte er bei der Hitze und den anstrengenden Märschen, welche die Deutschen machen mußten, mit Bestimmtheit rechnen. Und richtig, er hatte gar nicht lange gesucht, da fand er einen jungen Soldaten, unter einem hohen Baum in traumlosem, tiefem Schlummer liegend. Es war ein noch junger Mensch, die Uniform ein wenig geöffnet, den Kopf zurückgebeugt, die langen Wimpern auf den Wangen, so ruhte er in tiefstem Frieden, ein Bild, an dem man seine Freude haben konnte. Aber in der Seele des schleichenden Mörders war eine solche Regung nicht zu finden, er sah in dem Schlafenden nur den Feind, den das Schicksal in seine Hand gegeben. Ein furchtbarer Blick des Hasses glitt über die schlanke Gestalt des Liegenden, der sollte sich seiner Kräfte nicht mehr lange rühmen.

Der Einarmige kroch ein Stück zurück, holte seine Patrone aus der Tasche, klemmte sie zwischen seine Knie, anders konnte er sie nicht halten, befestigte die Zündschnur an derselben, wie es ihm der Steinbrecher gezeigt, und setzte die Zündschnur in Brand; er hatte ein ziemlich langes Stück genommen, da er sich in Sicherheit bringen wollte, wenn die Patrone losging. Jetzt kroch er, so schnell er konnte, zu dem schlafenden Soldaten zurück und legte ihm die Patrone auf die Brust. Der rührte sich nicht — es war geglückt. Schneller als vorher lief der Einarmige zurück und duckte sich hinter einen hohen Baum, um nicht von einem der herumfliegenden Splitter getroffen zu werden. Dort hockte er sich auf die Erde und klammerte sich ängstlich an den Stamm des Baumes, zitternd auf den Erfolg seiner schändlichen Tat lauernd. Aber es erfolgte keine Explosion. — Da mußte etwas passiert sein. War die Zündschnur ausgegangen? — Lange überlegte er, dann endlich raffte er sich auf und kroch hin, um nachzusehen, ob sie noch brannte. Richtig, sie war doch ausgegangen; ebenso lang, wie er sie hingelegt, lag die Zündschnur hinter der Patrone, nicht ein Zoll lang war abgebrannt. Er mußte sie wieder anzünden oder, noch besser, eine neue nehmen; er wußte nicht, daß nur die Zündmasse im Innern der übersponnenen Röhre glimmte, er glaubte die ganze Zündschnur verbrenne. Das hatte sein Freund, der Steinschläger, vergessen, ihm zu sagen. Ganz sicher, seinen Fehler durch Neuanzünden der Lunte gut machen zu können, hob er schnell die Patrone von der Brust des Soldaten, suchte sein Versteck wieder auf, preßte die Patrone zwischen die Knie und griff nach seinem Feuerzeug. Aber es sollte ihm nicht gelingen, es aus der Tasche zu ziehen, denn in demselben Augenblick hatte der glühende Kern der Zündschnur das Dynamit erreicht.

Ein furchtbarer Krach erscholl, eine Feuersäule stieg zum Himmel, und mit zerrissenen Gliedern sank der Verbrecher auf den Waldboden.

Den Soldaten weckte die starke Detonation recht unsanft aus dem Schlaf, erschrocken sprang er auf und ergriff sein Gewehr. „Da schießen die Hunde schon wieder!" rief er und blickte sich suchend um. Aber er sah keinen Feind, nur in der Nähe schlug aus dem Gesträuch gelber Rauch, und eine Feuersäule stieg in die Luft. Vorsichtig schritt er näher, immer das Gewehr schußbereit in der Hand, aber er fand keinen Feind, nur unter dem brennenden Busch eine gräßliche verstümmelte Leiche. Erschreckt und erschüttert starrte er das grausige Bild an, er hatte keine Ahnung, daß er selbst jetzt so daliegen würde, wenn es dem Schurken gelungen wäre, seinen verbrecherischen Vorsatz auszuführen. Er glaubte, es sei ein Unglück geschehen, und still nahm er seinen Helm vom Haupte und sprach ein Gebet für die Ruhe des Toten.

Ein serbisches Goldland.

Auf seinem siegreichen Vormarsch in Serbien besetzte der bulgarische General Bojadjieff auch den serbischen Bezirk Slatina mit dem gleichnamigen, stark befestigten Hauptort. Der letztere wird durch eine schanzgekrönte Bergkette geschützt, deren Hauptpunkte der Ini Vr, Kriveli Kilovrsch, Kersch und die Stoberge bezeichnen, deren Werte z. T. noch aus den Kriegsjahren 1876—77 stammen. Aber das Interessante der als reich geltenden Stadt liegt in anderer Richtung: hier ist der Mittelpunkt der ausgedehnten Goldwäschereien der Limotlandschaft, die auch die nahen Bäche der Popova Tschuka, Bela- und Crna reka ausbeuten.

Der deutsche Bergingenieur Götting hat die geologische Beschaffenheit der Gegend untersucht und darüber unlängst berichtet. In älterer Zeit wurden hier besonders „Goldseifen" ausgebeutet; heute noch ist der Wäschereibetrieb recht primitiv. Wenn nämlich nach starken Regengüssen die Bäche über ihre Ufer getreten sind, wird später der zurückgebliebene Sand ausgewaschen. Das geschieht mit einem so einfachen Apparat, wie ihn die alttürkischen und finnischen Goldwäscher Hochasiens und Sibiriens schon vor Jahrhunderten im Gebrauch hatten: es ist der sogenannte „Goldlutter", ein unförmlicher Trog mit Längs- und Querrillen, der nach beiden Seiten geschaukelt wird. Besonders erfolgreich ist die immerhin anstrengende Arbeit gerade nicht; die Ausbeute von vier Personen, die gewöhnlich gemeinschaftlich waschen, wird bei leidlichem Glück auf einen halben Dukaten auf den Tag geschätzt. Die Goldwäscherei wird deshalb vielfach nur als Nebenerwerb betrieben, zumal die Leute beim Verkauf der Goldkörner in Negotin nach gut serbischer Sitte tüchtig übervorteilt werden: man bezahlt ihnen per Dram (=einem Dukatenwert) nur acht Dinar oder Francs, d. h. zwei Drittel des Ausmünzungswertes. Trotzdem haben vor einiger Zeit drei Minengesellschaften Konzessionen zu Großbetrieben erworben. Der Krieg hat auch hier dem fröhlichen Schürfen wie überall im bergbaugesegneten Serbien ein jähes Ende gesetzt.

— Von ihrem Standpunkt. Er: Einmal sind wir erst um drei Uhr früh von einem Patrouillengang zurückgekommen.

Sie: Na, da wird der Hauptmann hoffentlich ordentlich gewettert haben!

Walfischfleisch.

Die neueste Leckerspeise in den Berliner Speisewirtschaften.

Ein Berliner Gastwirt hat seinen Kunden zur Probe Walfischfleisch gekocht und gebraten vorgesetzt. Wahrscheinlich haben, so bemerkt dazu ein Berliner Blatt, Leserinnen und Leser die Kunde von diesem neuen Nahrungsmittel mit Abscheu und Entsetzen aufgenommen; aber sehr zu Unrecht. Walfischfleisch ist wohl etwas Ungewohntes, aber nichts Abscheuliches. Ja, es gibt sogar Delikatessen von Walfischfleisch, von denen die Sachkundigen begeistert schwärmen.

Die Nordländer, besonders die Eskimos, verzehren das Fleisch von Walfischen und Seehunden roh oder in einem Zustand von Fäulnis und Gärung. Das ist ja sicherlich keine empfehlenswerte Art der Zubereitung, und vor dem Gedanken, rohen Walfischspeck zu genießen, schüttelt sich der Europäer unserer Breitengrade. Fridtjof Nansen aber, der lange genug in den Polargegenden und von Walfisch- und Robbenfleisch gelebt hat, schreibt:

„Allen Kulturleckermäulern graut schon bei dem bloßen Gedanken, Robbenspeck zu verzehren. Ich kann ihnen aber sagen, daß er namentlich ganz frisch sehr gut schmeckt und einen süßlichen, allerdings auch einen weichlichen Geschmack hat, der an Sahne erinnert, ohne jedoch eine Spur von Tranbeigeschmack zu besitzen."

An einer anderen Stelle schreibt Nansen: „Als anderen Leckerbissen kann ich die Haut (Matak) der verschiedenen Walfischarten nennen. Besonders die des Weißfisches und auch die des Potwals gilt für den Gipfelpunkt aller Genüsse. Die Haut wird mit der darunter liegenden Speckschicht abgezogen und ohne weitere Umstände roh gegessen. Der Eskimo verdient meine größte Hochachtung für die Erfindung dieses Gerichtes. Ich versichere dem Leser, daß mir noch heute bei dem bloßen Gedanken an Matak mit seinem undeschreiblich feinen Geschmack nach Nußkern und Austern das Wasser im Munde zusammenläuft, — ah! — und dann hat er das vor den Austern voraus, daß die Haut so zäh ist, durch deren Kauen sich der Genuß bis ins Unglaubliche verlängern läßt. Sogar die Dänen in Grönland lieben diesen Leckerbissen, wenn sie ihn haben können, kochen ihn aber meistens. Dadurch wird er geleeartig und der Nußkern und Austerngeschmack verschwindet spurlos, so daß man ebensogut die Zunge zum Fenster hinaushängen könnte." Auch rohe Seehundshaut schmeckt nach Nansens Angabe sehr gut.

Man sieht also: die Polartiere sind für die menschliche Nahrung gar nicht so ungeeignet. Nur würde man wahrscheinlich nicht genug Walfische bekommen, wenn sie zum Volksnahrungsmittel auch in Deutschland während der Kriegszeit gemacht werden sollte. Aber vielleicht ist mit den Seehunden in der Nord- und Ostsee etwas anzufangen. Schließlich ist es besser, wir essen die Seehunde als daß sie uns weiter jährlich für Millionen Mark Fische fressen.

Wir müssen uns nämlich darüber klar werden, daß auch nach dem Kriege die Fleischknappheit keineswegs ein Ende haben wird. War sie doch schon vor dem Kriege vorhanden. Nachdem nun durch den Krieg ungeheure Rinderbestände im Osten: in Polen, Wolynien, Podolien fast vollständig vernichtet worden sind, wird Fleischknappheit auch noch Jahre lang nach dem Friedensschluß bleiben, weil die Viehproduktion nicht in Einklag zu bringen sein wird mit dem sich beständig steigernden Fleischbedarf. Wir werden daran denken müssen, auch noch andere Tiere als Rinder, Kälber, Schweine und Hammel zu genießen, und werden uns schlimmstenfalls mit dem Sprichwort trösten müssen, daß in der Not der Teufel Fliegen frißt und sie sich noch dazu selbst fängt. Die Heranschaffung von allerlei Seegetier zur menschlichen Nahrung ist also ein sehr erwägenswerter Gedanken.

Der neue Schweppermann.

Es geht die Mär aus alter Zeit
Von Schweppermann, dem frommen,
Daß er durch Kaisers Dankbarkeit
Zwei Eier einst bekommen,

Als müd und hungrig nach der Schlacht
Man sich zur Tafel setzte,
Damit man, wie es angebracht,
Nun Leib und Seele letzte,—

Da gab's für jeden Mann ein Ei
Für Knappen und für Ritter.
Doch Schweppermann, der kriegte zwei,
So heldenmutig stritt er.

Das ist nun her sechshundert Jahr,
Die Chronik tut es melden.
Man wußte damals — es ist klar —
Zu ehren seine Helden.

Auch wir sind voller Dankbarkeit
Für unsere tapfern Krieger.
Wir sind zu opfern gern bereit,
Das Teuerste dem Sieger.

Doch sind jetzt, wie ein jeder weiß,
Die Preise sehr gestiegen —
Zwei Eier bei dem heut'gen Preis
Kann Hindenburg nur kriegen.

Elise Rüngen.